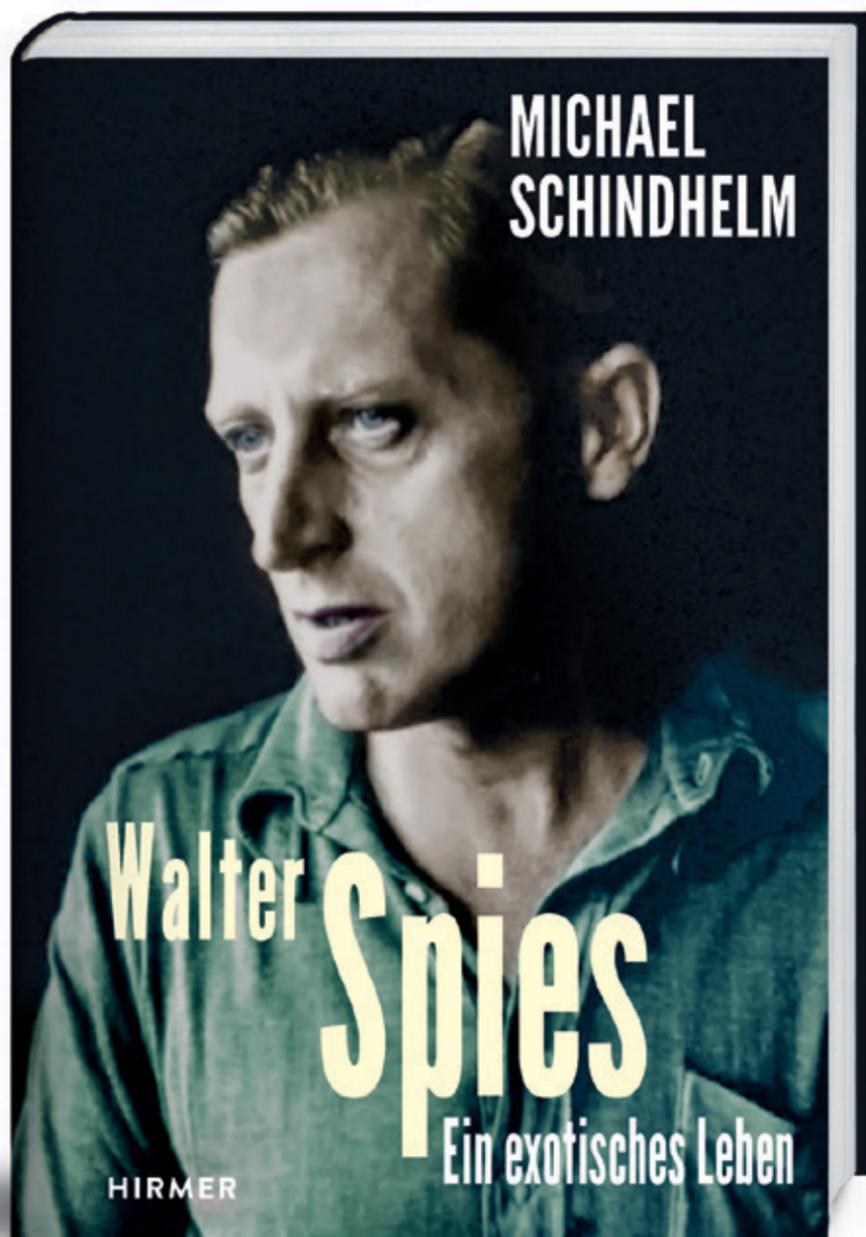


# LESEPROBE & INTERVIEW



MICHAEL  
SCHINDHELM

Walter  
**Spies**

Ein exotisches Leben

HIRMER

## INHALT

Leseprobe aus Kapitel 5  
PITA MAHA  
S. 4

Interview mit dem Autor  
Michael Schindhelm  
S. 20

Autorenporträt  
S. 24

Buchhinweis  
S. 25



Walter Spies, Sahwas im Preangergebirge, 1923

## LESEPROBE

### Auszug aus Kapitel 5

PITA MAHA

Der Kampf ums Bali-Dasein hat sich also gelohnt und Spies sich aufs Bleiben eingerichtet. Vom Gästehaus schaut man hinunter auf den Fluss, hinüber zu den Banyanbäumen, in denen Affenhorden ihr ununterbrochenes Remmidemmi treiben. Ein Gemüsegarten ist angelegt, Blumen sind gepflanzt. Es klingt wie nach Voltaires/Candides *il faut cultiver notre jardin*. Spies wäre jedoch nicht Spies, hätte er nicht zugleich für zuverlässige Störung gesorgt. Die beiden angeblich »zahmen« Affen etwa: »... fahren immer im Auto mit und machen alles dreckig, und gestern haben sie fünf von meinen sechs Tassen kaputtgeschmissen, einen Wasserkrug, meine ganze Butter aufgegessen und alle Milch ausgetrunken. Das ist die Rache, wenn ich sie mal nicht im Auto mitnehme.« Der Freund liegt mit Darmkatarrh im Hospital von Denpasar, Koch und Hausboy haben sich rätselhafterweise beide gleichzeitig einen Arm gebrochen, der »Chauffeur« hat die Masern. »Der Ersatzkoch kann nicht kochen, der Ersatzjunge kann nicht jungens, der Ersatzchauffeur kann nicht chauffen.« Außerdem hat sich das Reh ein Bein gebrochen. »Jetzt ist es verbunden und weint immer, weil es nicht herumgrasen darf.« Das Geld ist selbstredend längst verbraucht, und es mangelt an der Lust zu pinseln. Die »Eingeborenen« adelt eine »herrliche Faulheit«, wie er ja frühzeitig beobachtet hat, und von diesem Adel möchte Spies gerne etwas abhaben. Zum Trost lässt er die Gedanken in die Zukunft schweifen, wenn all die schönen Dinge, von denen er der Mama schreibt, auch wirklich an Ort und Stelle sind: »Wenn all die Blumen und blühenden Sträucher und Bäumchen immer blühen werden und mein Lotosteich fertig sein wird, in dem Krokodile und herrliche Fische schwimmen werden, und wenn elektrisches Licht angelegt sein wird und die Wasserleitung da ist, dann müsst ihr für eine Zeitlang herkommen. So ist es!«

Im Frühjahr 1930 hatte Rose Covarrubias auf einem kleinen Dampfboot zwischen Surabaya und Buléléng einen jungen Mann in Begleitung einer attraktiven Frau ausgemacht. Es handelte sich um Walter Spies, von



Blick auf Walter Spies' Anwesen Campuhan, dreißiger Jahre

dem Rose und Miguel bereits über André Roosevelt gehört hatten, und Gela Archipenko, die Spies aus Hellerau kannte und die inzwischen mit dem russischen Bildhauer verheiratet war. Miguel Covarrubias erzählt in *Island of Bali* von den Safaris, die sie unter Spies' Anleitung in die unzugänglichen Regionen der Insel unternahmen, um vorhinduistische Kultstätten, überwucherte Buddha-Statuen oder polynesischen Skulpturen aufzuspüren. Auf der spärlich bewohnten Insel Nusa führte er die Freunde zu einer vier Meter hohen Pyramide, die Spitze in einen weiblichen Torso mit gewaltigen Brüsten mündend, auf dessen Schultern zwei Hähne gockeln, die Köpfe willig in die Hände des Torsos gelegt. Spies habe insbesondere an »megalithischen« Funden großes Vergnügen gehabt, berichtet Covarrubias. Im Laufe der Zeit sollte er von den immer zahlreicher herbeiströmenden Experten aus Amerika und Europa als unentbehrlicher Scout betrachtet werden. Vermutlich hat Spies bereits bei seiner Ankunft geahnt, dass alles, was ihn auf der Insel beschäftigen würde, von anthropologischem Interesse war: nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart, das robuste, unabhängige Leben der Ureinwohner und ihr umwerfend reicher Kultus.

Bali ist wiederkehrend und häufig gedankenlos von Westlern als »das letzte Paradies« betrachtet worden und ging unter dem Einfluss derartiger Balladen als solches früh in den Kanon der Sehnsuchtsreiseziele des interkontinentalen Tourismus ein. Spies, die Ambivalenz solcher Zuschreibungen witternd, wird nicht vergessen haben, dass die Balinesen selbst kein Wort für »Paradies« haben, ja, nicht einmal einen Begriff davon. Bali, mag er gewusst haben, ist auf Sanskrit ein selten verwendeter Begriff für »Opfer«. Der Hedonist Spies wird nie aus den Augen verloren haben, dass all sein Tun, von den Holzverzierungen seines Hauses über die Musik- und Tanzstudien bis zu den stetig kühner und erratischer anmutenden Bildwerken, ja, bis zu den erotischen Affären mit Einheimischen und Fremden, im tiefsten balinesischen Sinne ein Opfer war, ein Liebesopfer, wie es nur der von einer exotischen Welt vollständig Durchdrungene, Ergriffene zu geben bereit ist.

Claire Holt, eine amerikanische Kunsthistorikerin, die gemeinsam mit Gela Archipenko Spies auf Bali besuchte, gab die Anekdote zum Besten, wie Spies der Sängerin Anna El-Tour auf einem ihrer gemeinsamen Gastspiele auf Java Mitte der dreißiger Jahre gestand, er wünsche sich nichts mehr, als einen Menschen zu finden, dem er seine Seele voll und ganz anvertrauen könne. El-Tour soll darauf geantwortet haben: »My dear, for this one must first have a soul.« Die Geschichte wurde nicht aus Häme verbreitet. Holt fügte eine merkwürdige Beobachtung hinzu, nämlich dass Spies zwar tatsächlich zuweilen einen diffusen Eindruck gemacht habe, eine emotionale, ja seelische Vagheit verkörperte, jedoch ausgerechnet darin den Balinesen selbst sehr ähnlich gewesen sei. Hatte Spies begonnen, seine Seele nicht einem einzelnen Menschen, sondern einem Inselvolk voll und ganz anzuvertrauen?

Während Spies und Stutterheim über die Ausführungen der Illustrationen disputierten und es sich dabei erwies, dass der Maler und Amateurarchäologe inzwischen seine Geschichtsstunde mindestens ebenso gut absolviert hatte wie der Expertenfreund, zogen Gela und Claire in den Wasserpalast von Prinz Sukawati und gingen Spies, der im weiterhin unfertigen Haus in Campuhan logierte, dabei zur Hand, die Zimmer zu dekorieren. Dazwischen wurden Safaris im Wagen unternommen, bei denen die

mittlerweile drei Hausaffen (»sind etwa 37¼ cm groß«) auf striktes Verlangen der Damen in Käfigen saßen. Walter konnte sich von den Affen schlicht nicht trennen und gebot ihnen selten Einhalt, nicht einmal, wenn sie sich an der Leinwand eines nahezu fertigen Gemäldes delectierten. Nach einem Gesellschaftsabend im Hotel von Denpasar frohlockte er beim Anblick seiner vierbeinigen Freunde im Wagen: »Endlich etwas Menschliches.« Und die Mama ließ er wissen: »Tinte wird gesoffen und wieder herausgespritzt auf Haare oder sonst einfach ins Gesicht. Löffel liegen auf dem Dach, Makkaronis werden in die höchsten Palmen verschleppt. Sardinen schmecken am besten auf dem Kopfkissen! Klavierspielen klingt nur gut, wenn man sich eben erst in umgeworfenem Honig gewälzt hat.« Kein Wunder, dass Gela und Claire meist in Wachstuchschürzen herumliefen.

Walter Spies auf Campuhan, dreißiger Jahre



In dieses Chaos hinein kündigte sich Cousin Conrad aus Berlin an. Conrad entfloh daheim einer trostlosen Büroanstellung, gewiss auch einer nicht minder trostlosen Lage im krisengeschüttelten Deutschland. Obwohl ihre Naturen nicht unterschiedlicher hätten sein können, erwies sich Conrad in Kürze als ein vorzüglicher Majordomus, Sekretär und Zoodirektor.

Stutterheim und Claire Holt zogen eines Tages davon, um ein gemeinsames Leben zu beginnen, Gela Archipenko setzte ihre Reise durch Asien mit Galka Scheyer, einer Galeristin aus den USA, fort. Kurzfristig wurde es ruhig auf Campuhan. Zeit zum Arbeiten, zum Archivieren von Filmmaterial, Skizzen, Notenskripten. Während dieser Aufräumaktion muss Spies zum ersten Mal die Idee eines Bali-Museums gekommen sein. Der Archäologische Dienst in Batavia entsprach soeben einem Vorschlag, ihn mit der Sammlung von Fotos und Texten zu Funden auf Bali zu betrauen, um diese zu einem späteren Zeitpunkt öffentlich auszustellen. Mit den Covarrubias suchte er häufig Künstler in Denpasar auf und mag allmählich den Gedanken an ein Museum unter die Leute gebracht haben.

Derweil plante Niederländisch-Indien seine Teilnahme an der Pariser Kolonialausstellung von 1931. Bali würde zweifelsohne ein hoher Rang zugewiesen werden, und so erbat man von Spies, einiger seiner Werke für die Ausstellung beizusteuern. In Anbetracht seiner uneigennütigen Haltung sowohl gegenüber seiner eigenen Arbeit als auch der der lokalen Künstler verwundert es nicht, dass er die Einladung ausschlug. Stattdessen hegte er die Hoffnung, mit balinesischen Tänzern und Musikern nach Paris reisen zu können, um deren Kunst einem europäischen Publikum vorzustellen.

Kaum hatten Rose und Miguel Bali verlassen, kehrte Rudolf Bonnet von einem langen Aufenthalt auf der Insel Nias zurück. Vermutlich war der Holländer der Erste, mit dem Spies den Museumsplan ernsthaft besprach, hatte sich Bonnet doch seit seiner Ankunft als ein eifriger Vermittler zwischen indigener und westlicher Kunst erwiesen. Die beiden vereinte nicht nur die Bewunderung der balinesischen Kultur, sondern auch die Sorge um deren Bedrohung durch den wachsenden westlichen Einfluss. Nach seiner Rückkehr von Nias entschied Bonnet, Bali endgültig zu seinem Mittelpunkt zu machen und sich für die lokale Kultur einzusetzen. Insbesondere der brutale Einfluss, den holländische Architektur auf die Bauweise in Bali

ausübte, empörte Bonnet. Jaap Kunst ließ er wissen, dass Spies' neues Haus ein Vorbild dafür sein müsse, wie man die Harmonie zwischen Tradition und Moderne bewahren könne. »Ist es nicht eine Schande für die Holländer, dass dieses Beispiel von einem Ausländer gegeben werden muss?«

Im Februar 1931 bekam Spies erstmals den Ernst der Weltlage zu spüren. Die Kolonialverwaltung sah sich gezwungen, ihm mitzuteilen, dass man auf seine Präsenz in Paris verzichten müsse, da seit der Wirtschaftskrise auch in Niederländisch-Indien heftig gespart werden musste. Der treue Murnau musste seine Pläne aufgeben, von Französisch-Polynesien weiter nach Bali zu segeln. Im Great Crash hatte auch er viel Geld verloren und hoffte nun darauf, den gerade auf Bora Bora fertiggestellten Film Tabu in Amerika zu verkaufen und danach seinen Plan zu verwirklichen, Spies über den Pazifik zu besuchen.

Obwohl mittlerweile zwei weitere Illustrationen die Zustimmung der kolonialen Bildungsbehörden fanden, erschloss Spies eine neue, sichere Geldquelle, die ihm künftig ebenso häufig aus der Patsche helfen wie Verdross bereiten sollte: Er verdingte sich als Hotelier und Impresario exklusiver Insel-Safaris. Erfahrung hatte er derweil genügend gesammelt. Von Anfang an hatte er jedoch berechtigte Gründe, seine Großzügigkeit über Gebühr strapaziert zu finden. Die Frau Konsul hatte dem Mittelsohn eine Generalin geschickt, eine Freundin von Emmy von Wogau aus Kaiserzeiten, und die erwies sich als ein »aristokratischer Parasit, wie er im Buche steht«. Die Treppen im Haus waren der Dame zu hoch, Petroleumlampen zu rückständig. Geködert hatte sie Spies mit der Ankündigung, anspruchlos und mit dem Primitivsten zufrieden zu sein, abnehmen und in keiner Weise Extraausgaben verursachen zu wollen. Allein, die Generalin benötigte alles extra: Waschschüsseln, Eimer, Bier, Apollinaris, Butter hier, Butter da, und in Kürze stellte sich heraus, dass sie eigentlich für ein paar Monate bleiben wollte. Mit Spies' Auto fuhr die Gnädigste nach Denpasar shoppen und kehrte mit Büchsen und Blechen, Schinken und Pfannen und Mandeln und Puddingformen zurück: Angeblich wäre »das meiste« bereits bezahlt. Spies sollte bald erfahren, was alles nicht bezahlt war.

»Mein Haus hat viele Tjitjaks und Tokehs, die lieb und nett sind, aber Gnädigste hat Angst vor ihnen.« Das Bett war zu hart. Dagegen half immer-

hin eine Luftmatratze, die Spies geschenkt bekommen hatte, doch gegen die Furcht vor Blitzen, Räubern, Elefanten, Erdbeben und Tigern konnte selbst der brave Mittelsohn nichts tun. In einer Woche hatte er so viel ausgegeben wie sonst in einem Monat, das gesamte Hauspersonal war beschäftigt, diesem »Salongesellschaftsmenschen« zu Diensten zu sein. Das Schlimmste war gewiss ihr kleinbürgerlich »deutscher« Kultursinn, der für die Tänze gerade mal eine Bemerkung übrig hatte wie: »Naja, ich habe mir ja so was vorgestellt.«

»Auf irgendeiner langen Tour über Bali sagte ich's ihr!!«, berichtete er ungewöhnlich wütend nach Hause. Er sei wohlgezogen genug, um eine ältere Dame nicht aus dem Hause zu jagen, habe er ihr zu verstehen gegeben, aber so ginge es partout nicht weiter. Er bitte sie, Mitleid mit ihm zu haben und ins Hotel nach Denpasar zu ziehen. »Sie ist jetzt in das neue deutsche Hotel gezogen und hat es verstanden, dem Manager was vorzumurmeln, dass sie kein Geld hätte, wollte aber natürlich das beste Zimmer haben, und eine elektrische Leitung ist für sie da angelegt, und sie schläft auf drei Matratzen.« Das klingt alles bereits verdächtig nach: *Man spricht deutsch.*

Am 10. März 1931, eine Woche vor der Premiere von *Tabu*, raste ein gemieteter Rolls-Royce auf dem Pacific Coast Highway in der Nähe von Santa Barbara gegen einen Strommast. Der Fahrer war ein vierzehnjähriger Filipino in den Diensten von Friedrich Murnau. Dieser erlitt Kopfverletzungen, denen er am folgenden Tag erlag. Murnau, seit 1926 in Hollywood wohnhaft, hatte auch dort bald großen Erfolg gehabt. Unlängst war er von dem *Tabu*-Dreh auf Bora Bora zurückgekehrt. Ursprünglich geplant als eine Zusammenarbeit mit Robert Flaherty, dem Vater des Dokumentarfilms (*Nanook of the North*), wurde *Tabu* Murnaus Vermächtnis. Der Regisseur verstarb mit 42 Jahren. Seiner homosexuellen Neigung wegen besuchten nur elf Personen die Trauerfeier, darunter Flaherty, Emil Jannings, Greta Garbo und Fritz Lang, der auch die Rede hielt. Die Garbo gab eine Totenmaske in Auftrag, die sie ihr Leben lang aufbewahrte. Dem Film war ebenfalls ein trauriges Schicksal beschieden. Wegen der Darstellung barbusiger Polynesierinnen fielen diverse Szenen der US-amerikanischen Zensur zum Opfer.

Die Beziehung zwischen Spies und Murnau widerspricht dem Klischee, dass Homosexuelle in der Regel bindungsunfähig seien und insbesondere Murnau seine Lover bedenkenlos gewechselt habe und Spies ein Springinsfeld geblieben sei. Spies klagte nach Hause: »Armer Mensch! Gerade als er den Tahiti-Film zu Ende hatte. Von ihm selbst hatte ich ein Telegramm, dass er nach Europa abreisen wollte und hoffte, mich dort in Paris zu treffen. Schrecklich, schrecklich! Ich bin sehr gespannt zu hören, was man mit meinen Bildern anfängt.« Murnau hatte Spies zehntausend US-Dollar hinterlassen, die einst auf Umwegen nach Bali gelangen und Spies ein weiteres Mal aus der Klemme helfen sollten.

Drei Monate später war weder von der Generalin noch von Murnau die Rede, obwohl sich alles um den Film drehte: »Bei mir zu Hause ist ewige Unruhe und Streit zwischen all den Filmleuten ... Es wird über alles gestritten ... was man isst oder trinkt, über Geld, über philosophische Probleme, ob einer einen besseren Geruch hat als der andere, ... ob man gelbe oder weiße Schuhe anzieht, ob das Mädchen schönere Augen hat als der Mann Beine, ob der Vogel, der gerade vorbeifliegt, ein *Falco pelegrinus*

Walter Spies mit Victor von Plessen und Crew am Set zu »Insel der Dämonen«



war oder eine Krähe, ... ob man einem Kuli, der die Apparate trägt, fünf- undvierzig oder fünfzig Cent Trinkgeld gibt ... Aber merkwürdigerweise amüsiert mich das mehr, als dass es mich ärgert.« Obgleich ein frühes und einzigartiges Dokument von dörflichen und Landschaftsszenen sowie erregenden Aufnahmen ritueller Tänze, ist *Insel der Dämonen* heute weitgehend vergessen.

Initiator Plessen wurde auf einer erneuten Expedition von einem Filmteam unter Leitung von Regisseur Friedrich Dalsheim und dem Kameramann Hans Scheib begleitet. In Deutschland sollte eine lasziv lächelnde, selbstredend halb nackte Balinesin mit einem Fruchtkorb auf dem Kopf das Poster zieren. Wer allerdings einen Streifen à la *Goon-Goon* erwartete, wurde enttäuscht.

Die Geschichte selbst ist rasch erzählt: Das Dorf Bedulu wurde vom bösen Zauber der Hexe Nudonk befallen, und viele Dorfbewohner liegen sterbenskrank darnieder und sinnen im Fieber darauf, wie sie den Zauber

Tanzszene, Bali



brechen können. Nudonks Sohn Wajan ist derweil in die Dorfschöne Sari verliebt. Nun soll sich ein Plot entspinnen, in welchem Wajan sowohl die Hand Saris gewinnt als auch das Leben der Mutter rettet. Und selbstverständlich der Zauber über Bedulu gebrochen wird.

Spies verzichtete wie schon im Fall von *Goon-Goon* auf jeglichen Verdienst, besorgte jedoch vermutlich das Casting, die Betreuung der Balinesen, fand die Locations, entwarf das Script, inszenierte die Szenen und Tänze und ließ ansonsten Scheib seine Zigarre rauchen und die Kamera bedienen. Heftige Regenfälle und eine plötzlich auf wackligen Füßen stehende Finanzierung verzögerten die Drehs, die Crew wurde hin und wieder von Fieberfantasien heimgesucht, wie sie der Dschungel auch für den gewieftesten Kenner bereithält, und dann erwischten Cousin Conrad wie Walter Spies selbst auch noch die Malaria.

Die Murnau'sche Schule lässt sich vornehmlich an den Tanzszenen und ihrer Ausleuchtung erkennen. Wenn dramatische Szenen gelingen, dann im »Streit zwischen weißer und schwarzer Magie. Sehr unheimliche Dinge, Trance, Traum, Geistervertreibung, Gottbesessenheiten«, schreibt Spies an die Mutter. Ganz in Spies'scher Manier wandert die Kamera allerdings lustbetont von einer bemerkenswerten Einstellung zur nächsten, ohne sich allzu sehr um einen Fokus zu kümmern. *Insel der Dämonen* ist eher Dokumentation einer authentischen Lebenswelt und weniger ein Drama. Der Empfindlichkeit des Filmmaterials wegen wurde oft »nachts aufgenommen, was sehr typisch balinesisch wirken wird, mit großen huschenden Schatten.«

Während der Dreharbeiten gerieten andere Dinge in den Hintergrund. Die Zusammenarbeit mit dem Archäologischen Dienst an den neuen Funden in der Nähe von Denpasar etwa, wo beim Bau einer Wasserleitung auf einem Küstenriff ein lange verschollener Totentempel entdeckt wurde. Oder die Arbeit an den historischen Illustrationen für Stutterheim.

Nach acht Monaten trat Plessen mit seinen Leuten und fünfzehntausend Metern Filmmaterial die Heimfahrt an. Aus Deutschland würde Dalsheim Spies später um eine Reihe weiterer Aufnahmen bitten, sodass Spies, wie so oft der Sache längst überdrüssig, nachdem sie für ihn beendet war, eines Tages erleichtert feststellte, die Kamera sei kaputt und die Filmerei aus Gründen höherer Gewalt vorbei.

Wie beeindruckt Spies jedoch tatsächlich vom Widerstreit zwischen den verschiedenen spirituellen Mächten auf der Insel war, lässt sich aus einem Bericht ableiten, den er aus Trunjan mitbrachte, einem jener entlegenen Aga-Dörfer an der Ostseite des Batursees, in der die von der hinduistisch-javanischen Kultur unberührte Urbevölkerung der Insel lebte. Spies wurde Zeuge des *Barong Berutuk*, eines archaischen Festes, das sich über mehrere Tage entfaltet. Der Spies'sche Text lässt den Leser bis in kleinste Details an den Vorbereitungen zum Fest teilnehmen, ihn die unzähligen Episoden und Szenen verfolgen, die eine wachsende Spannung unter den Teilnehmenden erzeugt. Ungeheuer hausen zwischen Tempeln, schreckliches Gefluche setzt ein, Trunas gehen auf die Zuschauer mit Peitschen los, werden mit denselben gefesselt und müssen hilflos zuschauen, wie die aufggestachelte Menge den Bösewichten nachstellt. An sich sind jedoch auch diese »irgendwie sehr liebenswerte Ungeziefer.

Ähnlich wie in einem Traum die phantastischsten Gebilde ... zu einer unbestreitbaren Realität werden«. Auf dem Höhepunkt kommt es zum Liebestanz zwischen dem Raja und der Prinzessin, *Metambak* und *Druwéné*. Angefeuert vom Dorfpublikum jagen sie, gekleidet wie »zwei große zottige Vögel«, durch die Arena, bis es ihr schließlich gelingt, dem Raja zu entweichen, indem sie ihr Gewand abwirft und nackt durch die Menge türmt. Der Raja tut es ihr nach, und so stürzen sich beide in den See, gefolgt von den johlenden und nun ebenfalls splitter nackten Berutuks. »Die Sonne war gerade untergegangen, der Himmel flammte in rotorangener Glut, die stahlblaue, scharfumrissene Silhouette des Batur spiegelte sich still im durchglühten, spiegelglatten See, der plötzlich wie in tausend goldenen Funken zischend erglühte, als die dunklen Silhouetten der schlanken Körper hineinstürzten. Mitten auf der rotflimmernden, glutsprühenden Wasseroberfläche, wie von einem höllischen Schein umgeben, schwammen nun die Riesenköpfe der glotzügigen, grinsenden Dämonen! Lautlos und unheimlich glitten sie hin und her, drohend in die Ferne starrend, mit fletschenden Zähnen.« Man denkt an Gottfried Benn: »O daß wir unsere Ururahnen wären. / Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor. / Leben und Tod, Befruchten und Gebären / glitte aus unseren stummen Säften vor.«

Cousin Conrad war indessen in seiner neuen balinesischen Existenz als Mädchen für nahezu alle Spies'schen Bedürfnisse aufgegangen. Er arrangierte das Haus für die diversen Besucher, kümmerte sich um archäologische Funde und übernahm die Korrespondenz mit Behörden. Die Büroarbeit in den Tropen war eher nach seinem Geschmack als die in Berlin, und längst hatte er sich vom Zauber des Exotischen anstecken lassen.

Fast auf den Tag genau ein Jahr nach dem Unglück Murnaus fuhr ein eleganter Wagen in Campuhan vor, und ihm entstieg eine junge burschikose Frau, die auf Conrad großen Eindruck machte. Elly Beinhorn hatte im vergangenen Jahr als erste Frau einen Alleinflug nach Afrika unternommen und befand sich nun auf einem Flug um die Erde, der ihr im folgenden Jahr den Hindenburg-Pokal einbringen sollte. Auf Conrads (»Kosjas«) Betreiben wurde Beinhorn ermuntert, von Denpasar nach Ubud umzuziehen, und am 5. März war es dann so weit. Conrad schlug unvermittelt ein rasches Bad am Strand von Lebih vor, ironischerweise auch mit der Begründung, dann könne er in Gianyar gleich die Post abholen. Die Brandung war schwach, das Wasser durch die Ebbe sandig. Man entschied, nicht lange zu verweilen. Wie sich Spies auf den Rückweg zum Strand machte, hörte er fünf Meter entfernt Conrads Schrei. »Ich sah ihn furchtbar um sich schlagen, mit herzzerreißenden Schreien; in dem Augenblick, wo ich seine Hand packen wollte, schlägt ein Riesenfischschwanz mir über die Finger, und Kosja wird ins Wasser runtergerissen«, schrieb Spies Tage später dem »Onkel Rudolf«, Conrads Vater. Das Wasser färbte sich schnell rot, und als Beinhorn und Walter ihn schließlich heraufhievten, fehlten ein Oberschenkel, eine Hand und die andere war verstümmelt. Nach rasender und doch endloser Autofahrt ins Hospital von Denpasar wird Conrad zwar noch amputiert, doch hört er bald auf zu atmen. Schon im Wagen hatte er nicht einmal mehr geblutet.

Mysteriöse Umstände entdeckte Spies an diesem ihn tief erschütternden Tod des Cousins, die ihn über den Verlust keineswegs hinwegtrösteten, sondern seine Stimmung eher weiter verdüsterten. War es nicht Kosja selbst gewesen, der unbedingt und sofort an den Strand wollte, sogar ganz entschieden an diesen Strand? Ganz gegen seine Gewohnheit hatte er gegenüber der Beinhorn im Wasser geflunkert, da käme jetzt ein Haifisch und da

noch einer! Einige Wochen zuvor waren sie am europäischen Kirchhof von Denpasar vorbeigekommen, und Conrad hatte erklärt, man könne ja nun nach Hause fahren, er habe gesehen, wo er bald liegen werde. Spies, hellhörig geworden, hatte einen astrologischen Kalender zu Rate gezogen und festgestellt, dass Conrads Geburtstag von einem frühen Tod durch den Kala Rahu gezeichnet war. Bei Kala Rahu handelt es sich um einen Dämonen, der einst von Vishnu geköpft worden war und daher als Geist nicht nur den Menschen bedroht, sondern bei Sonnen- oder Mondfinsternis zuweilen auch die Gestirne frisst. »Stell Dir vor, Onkel, ... an dem Abend vor dem Unglück, als das Auto mit den Gästen vorfuhr und ich ihn fragte, ob er nicht mit nach oben käme, sagte er: Ach, was hat das für einen Sinn, ich werde doch sehr bald von Kala Rahu aufgefressen«, schreibt Spies an den Vater Kosjas. Menschen seien nach der Beerdigung »aus den entferntesten Dörfern« gekommen, »kleine Mädchen, Knaben, alte Frauen und Männer, und alle, zu denen Kosja immer so nett war und die ihn vergötterten, bringen Blumen und opfern und weinen«.

Spies ist trübselig. Mit dem merkwürdigen Helm aus Palmblättern bewehrt, um das Haar von den Farben fernzuhalten, zieht er sich ins Atelier zurück. Auf der Leinwand eine tropische Landschaft, die sich in einem See spiegelt, unter Schichten erdfarbener Wolken. Ein Jäger in Lendenschurz, mit den inzwischen vertraut überlangen Körpermaßen, er richtet den Pfeil im gespannten Bogen auf einen galoppierenden Hirsch. Das Wasser erzittert in zwei konzentrischen Kreisen. Ein zweiter Hirsch liegt am Ufer des Gewässers, die Augen auf den Jäger gerichtet. Im Vordergrund springt eine Ricke davon. In der ursprünglichen, später geänderten Fassung lag ein menschlicher Körper, ähnlich dem des Jägers, ausgestreckt auf dem Grund des Sees. *Rehjägd* ist Spies' Trauerarbeit. »Immer wieder dieselbe Wahrheit: durchs Leiden kommt man zur Seligkeit.« Das Leben eine Lüge, die aufgegeben werden muss, um zu dieser Wahrheit zu gelangen. Der Dämon Kala Rahu indes wird ihn nicht fliehen.

Ausgerechnet Charlie Chaplin erwirbt eine Studie zur *Rehjägd*. Eventuell hätte er lieber das Bild selbst genommen, aber als er im Mai 1932 die Insel zum ersten Mal besuchte, war es noch nicht fertig. Laut Spies habe ihn die Studie derart begeistert, »daß er es am liebsten die ganze Zeit mit sich



Walter Spies, *Rehjägd*, 1932



Charlie Chaplin und Walter Spies mit balinesischen Dorfbewohnern

herumschleppen würde, wie ein Kind ein Steckenpferdchen oder eine Puppe oder sowas!« Chaplin galt damals – der Diktator, den er einst kariieren sollte, steckte noch in sinistren Vorbereitungen seiner berühmten Karriere – als der prominenteste Mensch der Welt. Dies hatte er zweifellos dem Stummfilm zu danken, und wie viele seiner Filmzeitgenossen, Murnau unter ihnen, leistete er zunächst erbitterten Widerstand gegen den im Kino aufkommenden Ton. Von seinem Halbbruder Sydney auf einer ausgedehnten Reise begleitet, erwarteten den Star auf Bali die üblichen kolonialen Dinners und Honneurs. Sofort gab es Interviews, Autogramme, blitzende Fotoapparate. Chaplin sehnte sich nach einem Kidnapping, und Spies, selbst von dergleichen Zeremonien angewidert, war rasch zu Diensten und wechselte mit den Chaplins hinüber ins balinesische Lager. (Chaplin: »What impressed me most, was the fine, sensitive, clean-cut features and the quiet manner, typical, I thought, of a German aristocrat.«) »Ich zeigte ihm ganz seltsame Trancetänze und unheimliche gottesdienstliche Zeremonien. Er war nirgends, von nichts, wegzureißten; manchmal kamen wir erst

um drei oder vier Uhr morgens nach Hause.« Der alte Tramp war zwar in jenen »entlegenen Dörfern« nicht so berühmt, kannten doch nur wenige Ureinwohner das Kino, doch Chaplin konnte natürlich nicht widerstehen: »Er hat gleich nach der ersten Tanzaufführung, die er sah, bei mir zu Hause angefangen, das Erlebte wiederzugeben ... und er gab es beinahe mit photographischer Genauigkeit in Bewegung wieder!«

Als Chaplin die Insel mit der Ankündigung verließ, für eine längere Zeit zurückkehren zu wollen, vermutete Spies, die »beliebteste Persönlichkeit der Welt« sei eigentlich eine »der einsamsten Naturen«, ein »Mensch, der sich am liebsten verkriechen will«. Hatte Chaplin ihm eventuell erzählt, dass sein Haar während der Scheidung von Lita Grey (sic!) einige Jahre zuvor über Nacht weiß geworden war? Spies ließ sich von Chaplin vor der Abreise das Versprechen abnehmen, ein Gamelan-Programm mit lokalen Musikern vorzubereiten, dass er in einem New Yorker Konzert aufzuführen gedachte. Der Weltstar wird bereits den Hype um die Insel und ihre exotischen Bewohner gewittert haben. In *The Glamour of Strangeness* berichtet Jamie James von Chaplins Plänen, einen Film über Bali zu drehen. Es wäre dessen erster Tonfilm geworden. Das Manuskript von fünfzig Seiten, im Pariser Chaplin-Archiv aufbewahrt, lässt den Einfluss von Spies erkennen. Viele der Szenen, insbesondere jene zu Ackerbau und Kunsthandwerk, verweisen auf den Plot von *Insel der Dämonen*. Die Geschichte ist eine beißende Satire auf den Kolonialismus in den Tropen, aus beiden Perspektiven erzählt. In einer Dialogszene versucht ein westlicher Geschäftsmann, einen balinesischen Prinzen davon zu überzeugen, auf seinem Grund und Boden Kohle zu schürfen. »Dies würde Wohlstand für Eure Untertanen bringen und in der Welt Beachtung finden.« Der Prinz darauf: »Wir bauen Reis an auf den Feldern. Warum sollten wir Kohle ausbuddeln?« »Mit dem Gewinn beschafft Ihr Euch den Reis woanders.« »Dann beschafft Euch doch die Kohle woanders! Das ist viel einfacher!«



© AureobelkinPhotography

## INTERVIEW

**Ein spannender Moment:**  
Im kommenden Februar wird Michael Schindhelms neues Buch *Walter Spies. Ein exotisches Leben* erscheinen. Die Insel Bali spielt dabei eine wichtige Rolle. Der Hirmer Verlag befragt Michael Schindhelm zu den Hintergründen.

### Übt Bali heute noch eine Faszination auf Sie aus?

Dazu eine kleine Anekdote: Ich bin im Thüringer Wald aufgewachsen, im Kurort Bad Liebenstein. In meiner DDR-Kindheit wurde der Ortsname verkürzt zu Bali. Ich bin also in Bali aufgewachsen. Die Insel berührt mich trotz des brutalen Tourismus noch immer. Die lokale Lebenswelt hat eine seltsame Robustheit. Außerhalb der Zentren begegnet Ihnen zuweilen eine Szenerie, die den ursprünglichen Glamour errahnen lässt.

### Welchen Bezug haben Sie zur balinesischen Musik?

Den wilden Affentanzchor *Kecak*, an dessen Choreografie Walter Spies mitgewirkt hatte, hörte ich zuerst in Fellinis *Satyricon*, irgendwann in den frühen Neunzigern. Das war so ergreifend, dass ich mich näher damit zu beschäftigen begann.

### Wie haben Sie Walter Spies entdeckt?

#### Führte der Weg über seine Malerei?

Tatsächlich kam ich über den *Kecak* auf Spies. Wirklich mit ihm beschäftigt habe ich mich aber erst auf meiner ersten Reise nach Bali vor einigen Jahren. Spies scheint auf der Insel allgegenwärtig.

Ob Einheimische, ausländische Bewohner oder Reisende: Niemand kommt an ihm vorbei. Wenn Sie den Vergleich gestatten: Es ist ein bisschen wie mit Goethe in Weimar oder Wagner in Bayreuth. Die Bilder von Spies hielt ich zunächst für einen Rousseau-Abklatsch. Doch dann kam die Entdeckung: Spies hatte seinen eigenen Weg aus den Sackgassen der westlichen Avantgarde gesucht. Und wahrscheinlich gefunden.

### Wo kann man aktuell Bilder von Walter Spies bewundern?

Spies zelebrierte – ein wenig kokett – seine Faulheit. Er hat langsam und wenig gemalt im Vergleich zu anderen seiner Generation. Vor allem in der Zeit auf Bali meist im Auftrag oder zumindest aus Geldnot. Die Bilder gingen in der Regel rasch weg, an Charlie Chaplin, Barbara Hutton, französische Aristokraten, Friedrich Murnau, Victor von Plessen, Spies' holländische Freunde etc. Daher befinden sich die wenigsten Arbeiten in öffentlichen Sammlungen. Zweifellos ist Spies als Maler bis heute in Indonesien, Australien, Großbritannien, USA und Holland bekannter als in Deutschland. Im kommenden Frühjahr zeigt der Hamburger Bahnhof in Berlin die Ausstellung *Hello World*, dort werden immerhin einige Werke von Spies präsentiert.

### Was würde Walter Spies 2018 unternehmen?

#### Würde er vielleicht heute doch in Deutschland bleiben?

Spies war ein Kind seiner Zeit, ich kann ihn mir nicht ohne große Manipulationen seines Charakters in der heutigen Welt vorstellen. Die Frage ist aber, was aus ihm geworden wäre, hätte er Deutschland nicht vor 95 Jahren verlassen. Vermutlich hätte er es zu einem anerkannten Vertreter des Magischen Realismus gebracht. Doch Spies interessierte sich nicht für eine Rolle in der Kulturgeschichte. Er lebte und liebte den Augenblick. Er malte

nicht, um berühmt zu werden oder eine neue Kunstrichtung zu schaffen, sondern aus Bewunderung für die Magie jener Welt, in der er lebte. Spies konnte überall Wunder entdecken, selbst als Gefangener in einem Internierungslager im Ural. Diese Gleichgültigkeit gegenüber dem Ruhm der Nachwelt verband ihn übrigens mit den balinesischen Künstlern. Auf dem Bali von einst wirkte der Künstler in der »Community« oft anonym. Nicht Zukunft, auch nicht Vergangenheit, sondern ausschließlich Gegenwart war für Spies eine Voraussetzung zur Arbeit. Er war buchstäblich ein Gegenwartskünstler.

### **Findet man Glück nur im Paradies?**

Ich weiß nicht, ob man im Paradies Glück findet,  
ich war noch nie dort.

### **Was könnten die Orte des Glücks im 21. Jahrhundert sein?**

Die Sehnsucht nach letzten Welten, in denen der Mensch von den Sorgen und Gefahren des realen Lebens befreit wäre, ist so alt wie der Mensch selbst. Sie richtet sich nicht unbedingt auf eine Wirklichkeit. Heute sagt man häufiger Utopie. Das Paradies ist ein Nicht-Ort und nur Paradies, solange es Nicht-Ort bleibt. In Anlehnung an Bakunin könnte man sagen: Indem der Mensch das Paradies sucht, bewältigt er das reale Leben.

### **War Walter Spies ein Optimist, oder gar ein Utopist?**

Spies sah bereits den Verfall der abendländischen Kultur und das Ende ihrer Hoheit gegenüber anderen Kulturen nahen. Er begrüßte letzteres und entwickelte im Austausch mit den Balinesen, vor allem in den ersten Jahren, einen geradezu naiven Optimismus. Seit 90 Jahren ziehen Generationen von – sagen wir Andersdenkenden und nicht Aussteigern – auch mit seinem Beispiel vor Augen in die Tropen auf der Suche nach einem

alternativen Leben. Viele dieser meist jungen Leute sind für immer dort geblieben, andere sind später nach Hause zurückgekehrt und Anwälte oder Tourismusunternehmer oder Künstler geworden. Walter Spies steht für die unbedingte Freiheit, den eigenen Weg zu gehen. Auf der Suche nach einer unverlorenen, unverlierbaren Utopie. Darin dürfte er sich nicht allzu sehr unterscheiden von den Jungen von heute, die wie er skeptisch gegenüber den Scheinantworten sind, die ihre – unsere – Gesellschaft ihnen bietet.

### **Sie sehen in ihm also ein Vorbild für die junge Generation?**

Nach heutigen PC-Maßstäben gewiss nicht. Spies war distanziert gegenüber dem politischen Aktivismus seiner Umgebung im revolutionären Nachkriegsdeutschland. Ihm widerstrebt die holländische Kolonialgesellschaft auf Java, er war aber irgendwie auch Teil von ihr. Ich halte Spies für eine ungeheuer moderne Figur. Er lehnte den westlichen Imperialismus ab, setzte sich für die Selbstverwaltung Balis ein, die der Insel zu seinen Lebzeiten sogar gewährt wurde. Vor allem lebte er einen bis heute aktuell gebliebenen interkulturellen Humanismus, mit dem er seiner Zeit weit voraus war. Sein Credo: Bewunderung und Liebe für das Fremde, Selbstbescheidung im Eigenen.

### **Haben Sie ein besonderes Verständnis für die Suche bzw. Neugierde von Walter Spies?**

Ich habe fünf Jahre in der Sowjetunion studiert und später, während Gorbatschows Perestroika, am Aufbau einer Redaktion der ersten Zeitung für Russlanddeutsche mitgewirkt. Der Deutsche als friedlicher Kolonist im Osten, als das Opfer stalinistischen Terrors, das Deutsche als exotische Fremdkultur in den Weiten Mittelasiens, das alles interessierte mich seit langem. Zudem habe ich in den 1970er- und 80er-Jahren in einer gottverlasse-

nen sowjetischen Provinzstadt Entwicklungshilfe in umgekehrter Richtung kennengelernt. Irakische Studenten brachten mir die russische Umgangssprache bei. Äthiopische und senegalesische Freunde fütterten mich im Wohnheim durch, da sie mit ihren Dollars auf dem Schwarzmarkt vernünftige Nahrungsmittel erstanden, die für mich armen Ossi unerschwinglich waren. Wenn ich später durch die Länder meiner Freunde gereist bin, habe ich diese umgekehrte Optik im Auge behalten.

### Wie viele autobiografische Parallelen zu Michael Schindhelm findet der Leser in diesem Buch?

Von Parallelen würde ich nicht sprechen. Aber mich interessiert das Problem multipler Identität. Spies war Russlanddeutscher. Sein Leben vor Bali zeigt die Konflikte: Er ist russisch und deutsch zugleich und weder das eine noch das andere. In meinem Roman *Roberts Reise* sagt die autobiografische Hauptfigur: Ich bin ein Keimheimischer. Das hätte auch Walter Spies sagen können.

### AUTORENPORTRÄT

**Michael Schindhelm** (\* 1960) ist Schriftsteller, Filmemacher, Kurator und Kulturforscher. Wichtige Stationen: Mitarbeiter am Zentralinstitut für physikalische Chemie in Ostberlin, wo er sich mit Angela Merkel das Büro teilte, Romandebüt *Roberts Reise*, mehrfach ausgezeichnete Intendant des Theaters Basel, Generaldirektor der Berliner Opernstiftung, Gründungsdirektor der Dubai Culture & Arts Authority. Er lebt in Lugano und in London.

[www.michaelschindhelm.com](http://www.michaelschindhelm.com)

Der Autor steht für Lesungen zur Verfügung.



### BUCHHINWEIS

240 Seiten  
30 Abbildungen  
13,4 × 21 cm  
gebunden  
Schutzumschlag

**HIRMER PREMIUM:**  
LESEBÄNDCHEN,  
GESTALTETES VORSATZPAPIER

Ca. € 19,90 (D) / € 20,50 (A)  
978-3-7774-3023-2  
Erscheint Februar 2018

### GENIE, LEGENDE, GEHEIMTIPP: der Maler und Musiker Walter Spies

#### Der letzte Zeuge des »glücklichen Tropenparadieses« Bali

#### Das Leben des virtuosen Lebenskünstlers, vorgestellt vom erfolgreichen Autor Michael Schindhelm

Walter Spies, ein freigeistiger, lebenshungriger, hoch talentierter Maler und Musiker, heuerte 1923 als Matrose an und reiste über Java nach Bali, wo er sich 1927 niederließ. Dort schuf er fantastische Bilder und wurde zum umschwärmten Mittelpunkt der bali-sischen Künstler und von Prominenten wie Charlie Chaplin und Vicky Baum, die ihn in seinem Inselparadies besuchten. Das faszinierende Leben des Aussteigers wird zum ersten Mal in einer deutschsprachigen Biografie vorgestellt.



» Ich bin schon so oft  
in Vulkane gefallen,  
einmal mehr  
macht fast gar nichts aus. «

Walter Spies